



PSEUDONYMOUS BOSCH

SOOS

GEFÄHRLICHER
ZAUBER

Arena

welcher Zeit er ins Bett gehen musste oder wie viele Nachspeisen er haben konnte. Anders verhielt es sich, wenn es um Ausflugsformulare, Schuhwerk und Zahnvorsorge ging. Als Max-Ernest noch zu Hause gewesen war, hatte er seinem jüngeren Bruder so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie es einem total verkopften äußerst schlaun und um sich selbst kreisenden vielbeschäftigten Menschen wie Max-Ernest nur möglich war. Leider waren seine Möglichkeiten begrenzt, da er nicht Clays Erziehungsberechtigter war. Die freitäglichen Besprechungen waren Max-Ernests Idee gewesen, um sicherzustellen, dass ihr Familienschiff auf Kurs blieb.

Als Max-Ernest später aufs College ging, zog er nicht weit weg und kam Freitagabend immer nach Hause. Selbst als er auf eine entferntere Universität wechselte, steuerte er mit wöchentlichen Postkarten seinen Teil zu den Familientreffen bei. Diese Postkarten enthielten immer ein Rätsel für Clay («Was reist um die Welt und bleibt dennoch in derselben Ecke? Tipp: Es ist auf dieser Postkarte») oder eine schräge Wissensfrage («Was ist die kleinste Stadt im kleinsten Land der Welt? Tipp: Sie haben denselben Namen»). Die Rätsel und Wortspiele seines Bruders rissen Clay nicht gerade vom Hocker (entweder waren sie zu albern, zu schwierig oder beides), trotzdem war die Postkarte seines Bruders der Höhepunkt der Woche.

Besser gesagt *war* sie es *gewesen*, bis zu dem Tag, als diese schreckliche Postkarte kam:

Liebe Familie,

ihr werdet für eine Weile nichts von mir hören. Macht euch keine Sorgen.

Alles Liebe

M.-E.

Clay suchte vergeblich nach versteckten Hinweisen und geheimen Botschaften – einem *bösen Wort*, das die eigentliche Bedeutung des Geschriebenen offenbaren würde. Doch die Nachricht schien tatsächlich nur das zu sein, was sie war: ein Abschiedsgruß. Auf der Vorderseite war ein Kaninchen abgebildet, das den Kopf aus einem Zylinderhut streckte. Clay nahm dies als Hinweis darauf, dass Max-Ernest als Magier durchs Land ziehen wollte, aber ganz sicher war er sich nicht.

Seither war keine einzige Postkarte mehr von Max-Ernest gekommen, auch nicht an Clays zwölftem Geburtstag.

Die meisten Eltern, daran hatte Clay keinen Zweifel, hätten sich etwas mehr ins Zeug gelegt, um ihren vermissten Sohn aufzuspüren. Aber als er mit seinen Eltern darüber reden wollte, wiesen sie lediglich darauf hin, dass Max-Ernest über achtzehn war und seine eigenen Entscheidungen treffen konnte.

»Würdest du nicht auch wollen, dass wir deine Entscheidungen respektieren?«, hatte seine Mutter gefragt. »So wie wir es umgekehrt von dir erwarten?«

»Es gibt ein Sprichwort, Clay«, hatte sein Vater gesagt. »Wenn du jemanden liebst, dann lässt du ihn gehen.«

Für Clays Geschmack nahmen seine Eltern dieses Sprichwort etwas zu wörtlich, aber nichts, was er vorbrachte, konnte sie umstimmen. Eine Zeit lang spielte er mit dem Gedanken, sich selbst auf die Suche zu machen. Leider hatte Max-Ernest ein tiefes

Misstrauen gegenüber Technologie, sodass Clay keine Möglichkeit fand, auf elektronischem Wege Kontakt mit ihm aufzunehmen. Zwar hatte er eine Adresse seines Bruders in Barcelona, aber die Briefe, die er dorthin geschickt hatte, waren immer ungeöffnet zurückgekommen. Als Nächstes versuchte Clay, Max-Ernest's Freunde zu erreichen. Sie hatten ihre E-Mail-Adressen und Telefonnummern mehrfach gewechselt, aber schließlich gelang es ihm, Max-Ernest's langjähriger Freundin Kass eine Nachricht zu übermitteln. Woraufhin Kass durch ihre Mutter ausrichten ließ, Clay solle sich keine Sorgen machen, Max-Ernest gehe es gut.

Da hatte Clay endgültig die Nase voll. Wenn es seinem Bruder wichtig genug gewesen wäre, hätte er sich inzwischen längst gemeldet. Offensichtlich spielte Clay in seinem Leben keine große Rolle mehr – wenn das überhaupt je der Fall gewesen war.

Etwa zu dieser Zeit ließ Clay das Paul in Paul-Clay weg und nannte sich von nun an einfach nur Clay.* Er verlor auch sein Interesse an Magie und beschäftigte sich von da an mit anderen Dingen, wie zum Beispiel Skateboardfahren und – was in unserem Zusammenhang noch wichtiger ist – mit Graffiti.

An diesem Abend hatte Clay wie üblich eine Kopie der Tagesordnung ausgedruckt. Sie lag vor ihm auf dem Esstisch, neben einem Laptop und der Tiefkühlpizza, die er sich aufgebacken hatte. Auf dem Boden neben ihm war sein Skateboard, das er gelangweilt vor und zurück rollte.

Freitagabend-Besprechung

1. Clays mutwillige Sachbeschädigung – Gründe (Mom)
2. Clays mutwillige Sachbeschädigung – Konsequenzen (Dad)
3. Clays angebliche Sachbeschädigung – der wahre Täter (Clay)

Sobald sein Vater sich hingesetzt hatte, schlug Clay energisch mit dem Löffel auf den Tisch. Heute war er an der Reihe, den Vorsitz zu führen, was in diesem Fall fast so war, als würde er seine eigene Beerdigung abhalten.

»Ich eröffne hiermit die heutige Sitzung«, sagte er zur Begrüßung. Er blickte zum Laptop, der neben ihm auf dem Tisch stand.

»Danke, Clay«, sagte seine Mutter auf dem Computerbildschirm. »Zuerst einmal möchten wir dir versichern, dass wir verstehen, was du getan hast. Der Drang, auf eine Wand zu schreiben, ist so alt wie die Menschheit selbst.«

Clays Vater nickte. »Es ist so, als würde man rufen: *Sieh her, Welt, hier bin ich!* Für einen Jungen an der Schwelle zum Erwachsenwerden kann diese Art der Selbstdarstellung sehr wichtig sein.«

»Und auch sehr schön. Denk nur an die wunderbaren Höhlenmalereien von Lascaux!« Clays Mutter lächelte ihren Ehemann an. »Weißt du noch?«

»Wie könnte ich es je vergessen?« Der Vater schenkte dem Computer ein strahlendes Lächeln, dann wandte er sich an Clay. »Das Wort Graffiti kommt übrigens aus dem Italienischen. Ursprünglich beschrieb es die Inschriften der Ruinen von Pompeji. Auch dies ein Ort, den man unbedingt gesehen haben muss.« Dann sagte er zu seiner Frau auf dem Bildschirm: »Wie war das noch gleich mit dem Vulkan ...?«

Clays Mutter errötete. »Nicht jetzt, Liebling!«

Auch wenn sie eigentlich zusammenlebten, hielten Clays Eltern es nie sehr lange miteinander aus, ohne sich in die Haare zu geraten. Deshalb war immer nur einer von ihnen bei den Besprechungen persönlich anwesend, während der andere in Pixelform teilnahm. Zwar ging man mit dieser Regelung einem Streit aus dem Weg, doch hatte sie auch ihre Schattenseiten. Aus Gründen, die Clay sich nicht erklären konnte, ließ die räumliche Trennung seine Eltern immer in romantischen Gefühlen schwelgen.

»Ähm, Leute, kann ich etwas sagen?«, fragte Clay.

»Selbstverständlich. Du weißt, dass du uns alles sagen kannst«, antwortete sein Vater.

»Aus diesem Grund sind wir ja hier«, erwiderte seine Mutter (obwohl sie streng genommen gar nicht da war).

»Ich habe schon versucht, es euch zu sagen, als ich von der Schule aus angerufen habe. Das Graffiti ... das ... das ist nicht von mir«, stammelte Clay. »Na ja, eigentlich doch. Aber ich habe es nicht an die Wand geschrieben.«

Clay gab sich alle Mühe, die Sache zu erklären, aber seine Eltern waren verständlicherweise sehr skeptisch.

»Clay, du weißt, dass es nicht darum geht, ein Urteil über dich zu fällen«, sagte sein Vater.

»Wir möchten nur, dass du ehrlich zu uns bist«, sagte seine Mutter.

»Aber ich bin doch ehrlich! Ich würde so was nie tun. Das ist doch total schräg.«

Clays Knie wackelte wie verrückt und er schubste das Skateboard hin und her.

»Es ist sehr enttäuschend, dass du nicht das nötige Vertrauen in uns hast«, sagte sein Vater.

»Fürchtest du, wir könnten dir unsere Liebe entziehen, wenn du die Wahrheit sagst?«, fragte seine Mutter.

Clay spürte, wie er rot wurde. Seine Eltern waren Psychologen und er hasste es, wenn sie seine Gefühle analysierten.

»Möchtest du lieber mit einem anderem Therapeuten darüber sprechen und nicht mit deinen Eltern?«, fragte sein Vater.

»Warum soll ich überhaupt mit jemandem reden, wenn ihr mir sowieso nicht glaubt!«

Clays Eltern sahen ihn missbilligend an. Er war ziemlich laut geworden.

»Ach, was soll's«, knurrte Clay mit zusammengebissenen Zähnen. »Es spielt ohnehin keine Rolle, ob ich es getan habe oder nicht.«

Er biss in seine Pizza und kaute wütend darauf herum.

»Was spielt denn dann eine Rolle?«, fragte sein Vater.

»Dass sie in der Schule überzeugt davon sind, dass ich es war. Und jetzt müsst ihr euch eine Bestrafung für mich ausdenken.«

»Lass uns nicht von *Bestrafung* sprechen«, sagte sein Vater. »Sondern von *Konsequenzen*.«

»Nenn es, wie du willst. Aber wenn ihr mir nichts aufbrummt, lassen sie mich nicht in die siebte Klasse.«

Er war bereits dazu verdonnert worden, das Graffiti zu übermalen. Außerdem war er für die letzte Unterrichtswoche von der Schule verwiesen worden. Und darüber hinaus hatte man ihm deutlich gemacht, dass noch etwas mehr geschehen müsse, wenn Clay zum neuen Schuljahr wieder an die Schule zurückkehren wollte.

»Ganz wie du meinst, Clay«, sagte seine Mutter geduldig, als würde sie ihm großzügig

seinen Willen lassen. »Welche Konsequenz soll es denn sein?«

Clay war auf eine makabre Art und Weise sehr gespannt auf die Antwort. Seine Eltern hatten nur sehr wenig, um nicht zu sagen überhaupt keine Erfahrung darin, ihn zu disziplinieren. Das lag nicht unbedingt daran, dass sein Verhalten besonders tadellos war, wie Clay selbst unumwunden zugeben würde (wenngleich sein Verhalten auch nicht besonders tadelnswert war, wie ich hinzufügen möchte). Es lag vielmehr daran, dass seine Eltern sich für das altmodische System von Belohnung und Bestrafung für viel zu aufgeklärt hielten.

»Nun, Clay?«, hakte sein Vater nach.

Clay blinzelte fassungslos. »Heißt das, ich soll mir meine Strafe selbst ausdenken?«

»Natürlich«, sagte seine Mutter.

»Sie wäre wertlos, wenn sie von uns käme«, sagte sein Vater. Clay fühlte sich seltsamerweise enttäuscht. Natürlich *wollte* er nicht bestraft werden, aber er hatte gehofft, dass sein Vater und seine Mutter sich wenigstens einmal wie normale Eltern verhalten würden.

»Na ja ...«, begann er zögernd. »Kriegen Kinder nicht normalerweise Hausarrest, wenn sie etwas ausgefressen haben?«

Clays Mutter sah ihn vom Computerbildschirm aus an, als hätte er eine Reise zum Mars vorgeschlagen. »Sollen wir dir Hausarrest geben, Clay? Ist es das, was du willst?«

Clay zuckte mit den Schultern. »Würde es nicht den Zweck verfehlen, wenn ich es *wollen* würde?«

Bevor einer von ihnen etwas dazu sagen konnte, klingelte oder genauer gesagt summtete es an der Tür. Froh um die Unterbrechung sprang Clay auf und rannte zur Tür.

- * Wenn dir der Name Max-Ernest etwas sagt, dann weißt du auch, dass du Stillschweigen darüber zu bewahren hast. Und falls nicht, solltest du ebenfalls den Mund halten. Die Gründe kann ich dir leider nicht nennen. Du musst mir einfach vertrauen.
- * Er hat zwar nie darüber gesprochen, aber ich nehme an, der Doppelname erinnerte ihn zu sehr an Max-Ernest. Tatsächlich waren ihre beiden Doppelnamen darauf zurückzuführen, dass ihre Eltern sich nie einig waren. Aber darüber habe ich bereits in mehreren Büchern geschrieben, über die ich Stillschweigen bewahren muss.

Kapitel 5

Ein Sommercamp für schwierige Jugendliche



Als Clay die Tür öffnete, lag ein großer Umschlag auf der Schwelle. Sein Herz schlug schneller. Bestimmt hatte sein Bruder den Brief geschickt. Wer sonst würde ihnen pünktlich zum Freitagabendtreffen Post senden?

Clay gingen die unterschiedlichsten Gedanken durch den Kopf, als er den Brief aufhob. Würde Max-Ernest ihnen endlich verraten, wo er sich aufhielt? Würde er ihnen vielleicht sogar mitteilen, dass er bald nach Hause käme?

Da fiel sein Blick auf den Absender: Mr Bailey. Zweifellos war dies der Brief, in dem angedroht wurde, dass Clay möglicherweise nicht in die siebte Klasse versetzt würde.

Niedergeschlagen schlurfte Clay zurück ins Esszimmer und kippte den Inhalt des Umschlags auf den Tisch.

Es befand sich kein Brief darin, sondern mehrere Broschüren über verschiedene Ferienlager.

Obenauf klebte ein Zettel:

Vielleicht ist für Clay das Passende dabei? Grüße
E. Bailey

Ein Ferienlager.

Clay war noch nie in einem Ferienlager gewesen. Genauso wenig wie auf einem Campingausflug. Camping war etwas für andere Familien. Wie Wochenendturniere im Sportverein. Oder Klavierunterricht. Oder gemeinsames Abendessen.

Wie um alles in der Welt war Mr Bailey auf so eine Idee gekommen?

Ein Blick auf die Broschüren lieferte Clay die Antwort auf diese Frage: Alle Ferienlager waren für Kinder und Jugendliche mit Problemen gedacht. Im ersten Prospekt versprach man, Stimmungsschwankungen mit Musik behandeln zu können. Das Dumme war nur, dass Clay nicht unter Stimmungsschwankungen litt – zumindest, und darin waren sich sogar seine Eltern einig, waren sie bei ihm bisher noch nicht diagnostiziert worden. Und ein Musikinstrument spielte er ebenfalls nicht. Die nächste Broschüre bewarb eine Hochsicherheitseinrichtung für gewalttätige und »ernsthaft gefährdete« Jugendliche und sprach von psychiatrischer Betreuung rund um die Uhr. (»Ich habe bereits psychiatrische